Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 69 (1989)

Heft: 7-8

Artikel: Mythen um Johannes XXIII. : zwischen Unterschätzung und Überhöhung

Autor: Conzemius, Victor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164678

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Victor Conzemius

Mythen um Johannes XXIII. *

Zwischen Unterschätzung und Überhöhung

Nicht nur die Antike, sondern auch eine aufgeklärte Zeit wie die unsrige kommt ohne Mythen nicht aus. Der Mythos ist allgegenwärtig; sogar in politischen Systemen besitzt er heute noch eine die Grundlagen des Staates bestimmende Funktion[1]. Unechte Mythen, um deren Aufhellung Roland Barthes sich sosehr mühte, haben Hochkonjunktur. Die Werbung produziert sie für den Tagesgebrauch; auf höherem Niveau bereiten die Ideologen sie für die Bedürfnisse der Massen zu, um diese für ihre Interessen gefügig zu machen. In bestimmten Gesellschaftssystemen, so im kommunistischen Herrschaftsbereich, konnte ein Machtträger wie Stalin die Konturen seines eigenen Mythos bestimmen und laufend neuen Bedürfnissen anpassen[2]. Die Entmythologisierung findet deshalb dort, wie wir das heute in der Sowjetunion beobachten können, besonders geeignete Objekte.

Religiöse Systeme sind nicht weniger anfällig für Mythenbildung. Bei solchen, die eine starke monarchisch-hierarchische Struktur besitzen und dem Amtsträger charismatische Funktionen zuschreiben, kann die Person des Amtsträgers zum Gegenstand des Mythos werden. Die Mythenbildner knüpfen hier an Sekundärmerkmale an und konstruieren einen Pseudomythos, um ihren kirchenpolitischen Zielen grösseren Nachdruck zu verleihen. Eine Persönlichkeit wie Johannes XXIII. ist in besonderer Weise geeignet, die kirchliche Mythenproduktion anzukurbeln.

Blenden wir zurück ins Jahr 1958, dem Jahr der Wahl Angelo Roncallis, des Patriarchen von Venedig, zum Papst. Als der Gewählte auf der Loggia des Petersdomes erschien, entrang sich manchen Kehlen der enttäuschte Ruf, «un grasso», ein Dicker. Der Kontrast zur herrscherlichen Erscheinung seines Vorgängers, des aristokratischen Pius XII., war zu manifest, um sich nicht in Gefühlen der Enttäuschung, ja Niedergeschlagenheit, zu äussern. Böse Geschichten zirkulierten über den Neugewählten. Als Nuntius in Frankreich habe er fleissig nach Rom rapportiert und die Arbeiterpriester zu Fall gebracht. De-Nunziator hätten die Franzosen ihn am liebsten genannt. Leute, die sich selber gerne als kritische Journalisten und Theologen bezeichneten, hatten den 78jährigen bald auf einen eingängigen Begriff gebracht: Übergangspapst. Schon sein Alter legte nahe, dass es sich um eine Verlegenheitslösung handelte. Der natürliche Gang menschlicher Dinge würde in Bälde bewirken, dass eine strahlende Persönlichkeit diesen liebenswürdigen Dickwanst ablöste.

Doch es kam anders, als kluge Leute es damals wissen wollten. Als Johannes XXIII. am 3. Juni 1963 nach knapp fünfjähriger Amtszeit starb, war die Trauer echt und allgemein. Die französischen Pastoren Charles Westphal und Georges Casalis bezeugten, dass zum ersten Mal in der Geschichte die Protestanten einen Papst betrauerten. Die belgische Zeitung *«Le journal de Charleroi»,* ein Blatt, dem man alles andere als klerikale Gesinnung vorwerfen konnte, behauptete, seit dem Tode von Franklin Delano Roosevelt sei die Welt nicht mehr so solidarisch in ihrer Trauer gewesen.

Was war geschehen? Wie konnte dieser gutmütige alte Mann aus dem Bergamaskerland in so kurzer Zeit die Auffassung der Weltöffentlichkeit über seine Person revolutionieren? Der besondere Stil seiner Amtsführung und die überwältigende Ausstrahlung seiner Persönlichkeit, welche Glauben und Menschlichkeit in einer natürlichen Synthese verband, die gewitzte Leute im allgemeinen für unmöglich halten, gewannen ihm die Herzen vieler. Doch vor allem war es seine Ankündigung eines Konzils, die ihm in der christlichen Ökumene Sympathien einbrachte: eines Konzils, das sich nicht mit Verurteilungen von Irrtümern und Warnungen vor Gefahren, auch nicht mit Appellen zur Rückkehr der getrennten Christen nach Rom abgeben würde, sondern ein Aggiornamento der katholischen Kirche anstrebte. Aggiornamento hiess nicht Anpassung an die Zeit und Preisgabe der Tradition, auch nicht Modernisierung, sondern Heutigwerden der Kirche in einer veränderten Zeit. So formulierte es Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsrede zum Konzil.

«Von der neubelebten Gesamtlehre der Kirche ausgehend, erwartet die ganze Welt einen Sprung nach vorwärts in der Wahrheitsergründung und in der Gewissensbildung. Dabei muss man sich genau an die authentische Lehre halten, aber auch diese entsprechend den Forschungsmethoden des modernen Denkens durcharbeiten und darlegen, denn etwas anderes ist die Substanz der alten Lehre, etwas anderes die Formulierung ihrer Einkleidung: darauf ist grosses Gewicht zu legen, auch wenn es Geduld braucht. Man muss daran arbeiten und die Fragen, die sich stellen, klären, denn das Lehramt hat seinem Wesen nach der Seelsorge zu dienen.»

Ausserhalb des kirchlichen Raumes war es die unverstellte Herzlichkeit seines Wesens, die ihm die Sympathien derer gewann, die die Botschaft des Christentums wohl hören, aber ihre Verkünder nicht an ihrem Anspruch, sondern an ihrer menschlichen Lauterkeit messen. Von diesen zwei Seiten her, der christlichen und der nichtchristlichen Ökumene, wuchsen dem alten Mann innerhalb weniger Monate zahlreiche Sympathien zu. Er selber war über ihr Ausmass erstaunt. Seine Selbstironie, sein spontaner Humor, seine schlichten und nicht mediengezielten Gesten der Menschlichkeit rührten die Menschen.

Der Mythos bemächtigte sich seiner. Was bei seiner Wahl zunächst gegen ihn gesprochen hatte, der Kontrast zu dem asketisch-ätherischen Pius XII., überbordete nun in einer Art kultischer Verehrung. Zahllose Anekdoten, die wenigsten auf ihn selber zurückgehend, machten die Runde. Sie belebten eine bestimmte, bis heute sich selber reproduzierende Literaturgattung, die meint, es sei erst der Beweis zu erbringen, dass der Papst ein Mensch sei, der lachen und Spass machen könne wie andere. Was wahr ist an diesen Geschichten, das mögen andere bestimmen. Loris Capovilla, der frühere Sekretär des Papstes, bestreitet zum Beispiel, dass der zum geflügelten Wort avancierte Ausspruch über das Konzil als Öffnung der Fenster, damit frische Luft hereinkomme, auf Johannes XXIII. zurückgehe, so zutreffend auch das Bild den Gesamtvorgang der Konzilsinitiative ausdrücken mag. Es erschienen die ersten Biographien, eine davon von Johannes selber durchgesehen: Er fand sie zu lobhudelnd im Blick auf seine Person. Nahezu jedes Land legte sich in regionaler Version eine eigene Biographie des neuen Papstes zu.

Über den geistigen Werdegang, über die innere Entwicklung Angelo Roncallis wusste man sehr wenig. Wohl hatte er einiges veröffentlicht, Vorträge, eine Biographie des Bischofs Radini-Tedeschi von Bergamo, dem er selber zu Beginn dieses Jahrhunderts als Sekretär gedient hatte, und mehrere umfangreiche Bände der Visitationsakten des Erzbischofs Karl Borromeo von Mailand. Das waren wohl einige Orientierungsmarken; den Blick in das Innenleben des Bergamasker Bauernsohnes gaben sie nicht frei.

Die Aufzeichnungen

Diese Situation änderte sich nach dem Tod des Papstes, als sein Nachlassverwalter und Sekretär, Loris Capovilla, in Schüben Briefe, Aufzeichnungen und andere Dokumente veröffentlichte. Wichtig waren die Briefe an seine Angehörigen bei Familienanlässen oder auch sonstigen Gelegenheiten, an Eltern, Geschwister, Neffen und Nichten seiner Grossfamilie in Sotto il Monte gerichtete Schreiben. Es sind meist freundliche Ermahnungen, an der Glaubenstradition der Familie festzuhalten und sich keine Hoffnungen auf den in Rom zum päpstlichen Diplomaten und Bischof aufgestiegenen Verwandten zu machen. Noch wichtiger, weil unmittelbarer, waren die Tagebücher, Aufzeichnungen, die der 15jährige begann und sporadisch bis in sein hohes Alter weiterführte. Hier schlägt sich das Ringen eines Menschen nieder um seine persönliche Heiligkeit nach den Methoden, wie eine herkömmliche Frömmigkeit sie entwickelt hatte. Ihre Sprache, ihre Phobien und Ängste, ihre peinlich rigorose Registrierung von Sünden und Unvollkommenheiten, die Kultivierung eines Seelengärtleins,

all das passte nicht so recht in das Bild eines forschen Wegbereiters einer fortschrittlichen Kirche. Einige schämten sich zwar nicht des Mannes, wohl aber seines Entwicklungsganges, der eben nicht auf jener Höhe war, auf welcher der fortschrittliche Katholik des 2. Vatikanums sich wähnte.

Alles sehr erbaulich, aber das meiste für uns kaum mehr lesbar, so mitgeprägt ist es vom klerikalen Milieu, heisst es in einem neueren Essay über Johannes XXIII. Die Bemerkung über die Lesbarkeit und den Nachvollzug mag stimmen. Aber es geht nicht an, dieses Zeugnis zu verdrängen; das *«Giornale dell'anima»* ist eines der wichtigsten Selbstzeugnisse eines Papstes, das wir besitzen. Man muss schon bis zu den *«Moralia»* Gregors des Grossen im 7. Jahrhundert zurückgehen, um überhaupt einen Papst zu finden, der sich einen Platz in der Geschichte christlicher Spiritualität gesichert hat. Gewiss sind diese Aufzeichnungen Roncallis sehr zeitgebunden. Sie sind aber nicht typisch katholisch, sondern könnten ebensosehr, sieht man von den Inhalten ab, von einem Basler Pietisten stammen, der sich fortlaufend selber Rechenschaft gibt über sein Glaubensleben, seine Glaubensdisziplin, seine inneren Fortschritte und Rückschritte. Der reformierte Berner Kirchenhistoriker Andreas Lindt († 1985) urteilt deshalb viel unbefangener als manche Katholiken über das Giornale dell'anima.

«Die Nachwelt lernte den Papst hier kennen im innersten Lebenszentrum seiner Persönlichkeit. Schlicht und eindrücklich äussert sich hier eine Frömmigkeit, die in mancher Beziehung ähnliche Züge trägt wie ein strengen Normen der ‹Heiligung› und Selbstbeobachtung verpflichteter Pietismus im protestantischen Bereich, zugleich aber ganz katholisch-italienisch gefüllt und geprägt ist. Alle religiösen Gefühle sind ausgerichtet auf den im Sakrament gegenwärtigen Christus, auf Maria und die Heiligen, in selbstverständlicher Bindung an die Kirche und ihre hierarchische Ordnung. Die ignatianischen Exerzitien nehmen Denken und Empfinden immer wieder in ihre Zucht.»[3]

Wolfgang Hildesheimer, ein distanzierter, aber guter Beobachter, ermahnt den Leser freundlich, die abgegriffenen Gemeinplätze des *«Giornale dell'anima»* so aufzunehmen, als habe er sie als Vokabeln einer fremden Sprache gelernt.

«‹Mut›, ‹Kraft›, ‹Geduld›, ‹Gehorsam›, ‹Glaube›, ‹Frömmigkeit›, ja, ‹Frohsinn›, vor allem ‹Tugend› und — horribile dictu — ‹Inbrunst› — auf italienisch ‹fervore› oder ‹ardore›, das mag es retten, dennoch werde ich das Wort zu vermeiden suchen — alle diese Wörter bezeichnen nicht nur objektiv Eigenschaften des Angelo Roncalli, sondern sind Wörter, die er auch selbst im Munde führte, und zwar selbstverständlich und völlig ernsthaft. So hatte er sie gelernt, und so hafteten sie ihm sein Leben lang an. Er bediente sich ihrer als Vorsätze, Ausrufe, Ermahnungen und Selbstermahnungen, er glaubte an ihre Inhalte, an ihre Wirksamkeit durch die Macht

seiner Mitteilung an andere und als Ermutigung an sich selbst, und er hat sein Leben lang danach gehandelt, sein Leben lang versucht, die Wahrheit übernommenen Spruchgutes zu beweisen. Sein Wortschatz hatte sich seit den frühen Jahren seines Priestertums nur wenig erweitert, er blieb so begrenzt wie blumig, aber so ehrlich wie subjektiv glaubhaft. Aus seinem Mund klang jeder Gemeinplatz so, als hätte er in soeben geprägt, das Abgegriffene gewann zwar nicht an Glanz, dafür an entwaffnender Wahrhaftigkeit.»[4]

Verschweigen und Umdeutung

Die geschämige Verdrängung der ungeschönten Aufzeichnungen eines Mannes, dessen eigene Biographie katholischerseits strapaziert wurde, um konziliare Weltzuwendung vorwegzunehmen, bildet einen Aspekt jener Bestrebungen, ein ganz bestimmtes johanneisches Bild aufzubauen. Zur Technik des Verschweigens, des Retuschierens und des Umdeutens trat nun die eigentliche Mythenfabrikation hinzu. Wir wollen ihr auf drei Gebieten nachgehen: bei der Stellung Angelo Roncallis zum Modernismus, bei den Umständen, die zu seiner Bestellung zum apostolischen Delegat auf dem Balkan führten, und zuletzt beim Einfluss, den er bei der Verhinderung der beabsichtigten Absetzung von dreissig französischen Bischöfen ausübte, denen Zusammenarbeit mit der Regierung von Marschall Pétain vorgeworfen wurde.

Zunächst beleuchten wir seine Verbindung mit dem Modernismus. Unter Modernismus verstehen wir die Bestrebung katholischer Theologen zu Beginn dieses Jahrhunderts, einen Ausgleich zwischen der kirchlichen Lehre und den modernen Wissenschaften herbeizuführen. Diese Bemühungen, die in den einzelnen Ländern mit unterschiedlichem Gewicht auftraten, wurden vom Papst Pius X. unterschiedslos als *Modernismus* bezeichnet und 1907 verurteilt. Ebenso pauschal war die Modernistenhetze, die jetzt einsetzte. Die Beschuldigung des Modernismus, mit der vom Papst geduldete Denunzianten und selbsternannte Glaubenswächter freigiebig umgingen, schuf ein innerkirchliches Klima der Verdächtigung und Unfreiheit.

Nun war es eine Besonderheit des italienischen Modernismus, dass er weniger auf theologische, sondern eher auf soziale und politische Fragen und Probleme der Kirchenreform ausgerichtet war. Er stand in der grossen, uneingelösten und teilweise verdrängten Tradition des italienischen «reformismo». Die Auseinandersetzungen mit dem Modernismus fielen in Roncallis Ausbildungs- und erste Priesterjahre. Sein Bischof Radini-Tedeschi, dem er als Privatsekretär diente, stand auf dem sozial aufgeschlossenen

Flügel des italienischen Episkopats: einen Modernisten wird man ihn freilich deshalb nicht nennen, auch wenn Eiferer ihn gerne in diese Richtung abzudrängen versuchten. Ein Mitstudent, Ernesto Buonaiuti, der bei der ersten Messe von Roncalli am Altar assistiert hatte, geriet in den zwanziger Jahren in Konflikt mit der römischen Glaubenskongregation und beschloss als exkommunizierter, d.h. als ein aus der Fülle der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossener Priester, sein Leben. Roncalli war weniger den Ideen Buonaiutis als dem Menschen und dessen Schicksal zugewandt. Er hat als 80jähriger über das tragische Ende des vor ihm gestorbenen Studienkollegen nachgedacht und seine Reflexionen schriftlich aufgezeichnet.

Kein Modernist, kein Verfolgter

Eine fortschrittliche Dialektik fordert, dass der Inspirator des 2. Vatikanischen Konzils möglichst in die Nähe dieses Modernisten gerückt werde; die emotionale Verbundenheit mit Buonaiuti, die Anteilnahme an seinem Schicksal — ein persönlicher Kontakt oder eine briefliche Beziehung zu dem Exkommunizierten bestand nicht —, all das musste nun zu einer Art Generalsympathie für den diffusen Sammelbegriff Modernismus herhalten. Doch wer die Tagebücher aufmerksam liest, stellt fest, dass die wahren Modernisten für den jungen Roncalli weit weg waren. Immer wieder dankt er dafür, dass sein eigener Glaube sich fest an die Ordnungen und Weisungen der Kirche hielt. So heisst es in einer Eintragung vom Jahre 1910:

«Manche sonst gute Leute sind, vielleicht ohne es zu spüren, den zweideutigen Ansprüchen zum Opfer gefallen und mussten dann feststellen, in den Bereich des Irrtums geraten zu sein. Das Schlimmste ist, dass man von den Ideen zu einem Geist der Unabhängigkeit und des freien Urteils über alles und alle übergeht. — Auf den Knien danke ich dem Herrn, dass er mich inmitten eines solchen Kochens und Brodelns der Köpfe und Herzen heil bewahrt hat.»

Das ist typisch für Roncalli und liegt in der klassischen, von Augustinus vorgezeichneten Linie: Sympathie für den Irrenden und Absage an den Irrtum. Bis zur Einsicht, dass auch der Irrtum ein Wahrheitskorn enthält, das freigelegt und fruchtbar gemacht werden darf, wird bei ihm noch viel Zeit vergehen.

Eine weitere Blume im Mythos Roncalli bringt Peter Hebblethwaite, ein englischer Biograph, zum Blühen. Es besteht Unklarheit darüber, warum Roncalli, der Priester aus Bergamo, der seit 1921 in Rom als Leiter des Päpstlichen Missionswerkes wirkte, 1925 als Apostolischer Visitator nach Bulgarien gesandt wurde. Diese Unklarheit lässt sich elegant beseitigen und zu Höherem umstilisieren, wenn man der Ernennung politischen Charak-

ter unterstellt. Der fabulierende Biograph hat sich folgendes ausgedacht: 1922 haben die Faschisten die Macht in Italien an sich gerissen. Zwei Jahre später hält Roncalli im Dom von Bergamo anlässlich des zehnten Todestages seines geliebten Bischofs Radini-Tedeschi eine Ansprache, in der er an dessen sozialpolitischen Einsatz erinnert und die neuen Machthaber auffordert, ihren Verpflichtungen gegenüber der Kirche nachzukommen. Der Biograph konstruiert nun: Diese Rede muss die Faschisten beleidigt haben. Um den gefährdeten Monsignore vor ihrem Zugriff zu retten, schiebt die Kurie ihn auf den Balkan ab. Dort ist er nun ausserhalb jeder Gefahr.

Diese Deutung entbehrt leider jeder Grundlage. Roncalli war weder ein eingeschworener Politiker wie Don Luigi Sturzo in der Linie des damaligen Partito Popolare, des Vorläufers der heutigen Democrazia Cristiana, noch haben die Faschisten ihn für besonders gefährlich gehalten. Sie hatten ihn nicht einmal in Verdacht, ein Mitglied des Partito Popolare zu sein. Seiner Predigt in Bergamo schenkten sie, wie eine Durchsicht der in Frage kommenden Quellen bestätigt, nicht die geringste Beachtung. Der Glorienschein eines vom Faschismus verfolgten Roncalli löst sich in nichts auf.

Den dritten und eigentlichen Clou in der Mythologisierung Roncallis bietet sein Übergang von balkanischen Nebenplätzen auf die traditionsreiche Pariser Nuntiatur, sozusagen den ersten Posten der Vatikandiplomatie. Um das Faktum allein ranken sich üppige Legenden wie etwa die, Pius XII. habe den hochmütigen General de Gaulle blossstellen wollen, weil dieser kategorisch die Absetzung des in Vichy bei Marschall Pétain akkreditierten Valerio Valeri verlangte. Deshalb habe er ihm den dümmsten seiner Gesellen nach Paris geschickt. Oder: der neue Nuntius sei Hals über Kopf ernannt worden, um zu verhindern, dass der sowjetische Botschafter die Neujahrwünsche des Diplomatischen Corps präsentiere, eine Aufgabe, welche traditionsgemäss dem päpstlichen Nuntius als Doyen zukomme. All diese Spekulationen liegen aber noch weit zurück hinter der magischen Kraft, die dem neuen Nuntius zugeschrieben wurde. Er habe dank seiner Bauernschläue und Hinhaltetaktik die Absetzung von über dreissig Bischöfen verhindert, die nach Auffassung der Befreier sich zu weit mit dem Regime von Vichy eingelassen hatten.

Legenden um den Nuntius

Angelo Roncalli aus dem Bergamaskerland als ein anderer Triumphator, der nach Gallien kommt und die Köpfe von einem Drittel des französischen Episkopats vor der Staatsguillotine rettet!

Die Wirklichkeit sieht jedoch anders aus. Wahr ist, dass Georges Bidault, der Präsident des Nationalen Widerstandsrates, Listen zirkulieren liess, in

denen er den Rücktritt von etwa 30 Bischöfen forderte, die nach seiner Auffassung mit Marschall Pétain kollaboriert hätten. Sowohl die Anklage wie auch die Zahl der Beschuldigten war masslos übertrieben. Kollaborateure mit den deutschen Besetzern im eigentlichen Sinn gab es keine im französischen Episkopat. Die Anschuldigungen gingen nicht von den Kommunisten aus, sondern von den katholischen Kräften der Résistance. Sie waren darüber verärgert, dass die Bischöfe immer wieder die Pflicht des Gehorsams gegenüber Pétain als dem legitimen Staatschef des Landes eingehämmert und die Résistance zumindest in ihren Anfängen desavouiert hatten. Sie gedachten nun, sich auf diese Weise zu rächen.

General de Gaulle, der neue Staatschef, aber dachte staatsmännisch. Überhaupt mass er der Angelegenheit keine so grosse Bedeutung bei wie seine Paladine. Die Forderung von Bidault hielt er für absurd. Die Absetzung von vier oder fünf Bischöfen würde genügen. Ihn beschäftigten andere Probleme, wie die Lage der Finanzen und der Wirtschaft sowie die Zusammenarbeit mit den Kommunisten. Im Juni 1945 war es dann so weit. Zwei Bischöfe, die angesichts des Unmuts der Bevölkerung ihre Diözesen bereits verlassen hatten, wurden mit zwei weiteren abgesetzt; drei Missionsbischöfe in Überseeländern wurden ausgewechselt. Der Faktor Zeit und die Abkühlung des ersten Eifers der Leute von der Résistance hatten dazu beigetragen, die richtigen Proportionen dieser Angelegenheit wiederzufinden. Sicher hatte Roncalli sich in diesen ersten sechs Monaten auf dem Pariser Posten taktisch klug verhalten. Ihn jedoch als Manager der Krise in cäsarischem Format zu verklären, ist ein Mythos, den man immer wieder bis in neueste Publikationen hinein lesen kann. Hätte es sich bei der Absetzung tatsächlich um ein seriöses und begründetes Vorhaben gehandelt, so hätte auch die Bauernschläue Roncallis solche Absichten wohl kaum durchkreuzen können.

Es liessen sich in den herkömmlichen Biographien Angelo Roncallis noch manche mythologischen Verzerrungen herausarbeiten, die auf den Eifer der Biographen zurückgehen, ihren Helden in der Toga der Fortschrittlichkeit zu drapieren besonders dort, wo diese Gesinnung nicht prima vista ersichtlich ist. Überhaupt kranken die allermeisten Biographen daran, dass sie ein lineares Schema befolgen, das stracks auf das Papsttum Roncallis hinausläuft. In den meisten Biographien nimmt die Darstellung des kaum fünfjährigen Pontifikates die Hälfte, ja bisweilen sogar zwei Drittel des Raumes ein. Für einen Biographen sollte jedoch nicht nur die Öffentlichkeitswirkung seines Helden relevant sein, sondern — gerade bei Angelo Roncalli — die Entwicklungslinie seiner Persönlichkeit, das religiöse Urgestein.

Vor zwanzig Jahren hat der inzwischen verstorbene Kardinal Giacomo Lercaro von Bologna bereits gesagt, alle Biographien Johannes' XXIII.

seien an einem toten Punkt angelangt, die kleinkariert verklärenden und die historisch-prätentiös auftrumpfenden. In der Tat ist es nicht so leicht, der hintergründigen Persönlichkeit Johannes XXIII. gerecht zu werden. Wolfgang Hildesheimer hat seinen Versuch, ein Buch über diesen Papst zu schreiben, aufgegeben, aus Gründen der allzu fernliegenden Materie. Geblieben ist ein nachdenklich stimmender Essay, der Pflichtlektüre für allzu eilfertige Biographen sein müsste.

Zwei Bilder

Aber auch die Zeitgenossen hatten es nicht leicht, hinter der barocken Erscheinung des päpstlichen Diplomaten und seiner südländischen Agilität eine Persönlichkeit auszumachen, die kirchliches Neuland betreten würde. Etienne Fouilloux, der die Akten des Quay d'Orsay und andere französische Quellen zur französischen Nuntiatur Roncallis untersucht hat,[5] kommt zum Ergebnis, dass es zwei verschiedene Bilder des Nuntius gibt, die sich nicht leicht in Einklang bringen lassen: Auf der einen Seite der Vertreter des Heiligen Stuhles, der über Parteigrenzen hinweg Kontakt zwar nicht zu Kommunisten, aber immerhin zu französischen Sozialisten suchte, auf der anderen ein Nuntius, der sich im innerkatholischen Bereich mit Vorliebe im traditionell katholischen Milieu bewegt, keine Gelegenheit verpasst, die Hochburgen französischer Frömmigkeit wie Lourdes, Lisieux, La Salette aufzusuchen und dem aufwendigen Stil römischer Selbstrepräsentation den Vorzug gibt. Zum MRP, jener Partei, die die katholischen Elemente der Résistance und eines fortschrittlichen Katholizismus miteinander verband, waren die Beziehungen getrübt. Dabei mag man es für belanglos, ja geschmacklos halten, wenn Mme Bidault recht gouvernantenhaft den Nuntius wegen seiner schlechten Tischmanieren tadelt und deswegen ein abschätziges Urteil über seine Persönlichkeit fällt. Robert Schuman, auf den Roncalli grosse Stücke hielt, stiess sich zwar nicht an solchen Äusserlichkeiten, aber vermerkte stirnrunzelnd die Geschäftigkeit des Nuntius; auch dort trete er auf, wo er keinen direkten Auftrag besitze und den Eindruck deplazierter Aufdringlichkeit erwecke. Als er später Johannes XXIII. in Rom besuchte, bemerkte er nach der Audienz maliziös, wie sehr der ehemalige Nuntius sich gewandelt hätte: es gebe doch wahre Standesgnaden auch für einen Papst.

Die wichtigsten Quellen jedoch für die Nuntiatur Roncallis in Paris, seine eigenen Berichte an den Vatikan, sind noch unter Verschluss. So lässt sich nur vermuten, was er über diese für den Aufbruch des französischen Katholizismus und darüber hinaus weltkirchlich bedeutsamen Jahre nach Rom schrieb. Es ist anzunehmen, dass er dem Experiment der Arbeiter-

priester, der spektakulärsten Initiative jener Jahre, mit Reserve gegenüberstand.

Kardinal Frings von Köln urteilte 1954 französischen Diplomaten gegenüber über Roncalli: «Ein Prälat alten Stils, konservativ auf dem Felde des Dogmas, wenig aufgeschlossen für tiefergreifende soziale Reformen, aber darauf aus, die etablierte politische Macht zu stützen, überall dort, wo sie in einem nationalistischen Sinne ausgeübt wird.» Das war eine sehr äusserliche Sicht, die dem spontanen und unberechenbaren Element in Roncallis Persönlichkeit keinen Raum gab. Die Widersprüchlichkeit der beiden Bilder des Pariser Nuntius hat Robert Rouquette, der Chronist der *«Etudes»*, auf den Nenner gebracht: «Jener Papst, den wir als Nuntius verkannt haben und von dessen Pontifikat wir überhaupt nichts erwarteten, hat dem kirchlichen Leben unerwartete Antriebe gegeben.»

In diesen Zusammenhang passt, dass die französischen Integristen aus dem Kreise um Erzbischof Lefèbvre keinen Anstoss an der Wahl Roncallis und seinen ersten Enzykliken, ja nicht einmal an seiner Konzilsankündigung nahmen. Für sie war er ein «sicherer» Mann, dessen gute Intentionen von einer unzuverlässigen kurialen Umgebung ins Gegenteil verkehrt wurden. Erst 1980, viele Jahre nach dem Tode des Roncalli-Papstes, entdeckten die Integristen, dass er bereits als Nuntius die Schlange am Busen trug. Beweisstück war ein Beileidsbrief an die Witwe von Marc Sangnier, dessen Zeitschrift *«Sillon»* 1910 von Pius X. verurteilt worden war. In Wirklichkeit deutet der Brief darauf hin, dass Roncalli nicht so sehr mit dem kirchlichen Rebellen Sangnier sympathisierte, als vielmehr mit dessen kirchlicher Gesinnung, die in der gehorsamen Annahme der Verurteilung seiner Ideen durch Pius X. zum Ausdruck kam.

Der Nachfolger unter Beschuss

Trotz dieser späten Entdeckung angeblicher Doppelzüngigkeit bei Johannes XXIII. richtete sich die Vehemenz der Angriffe der Traditionalisten nicht auf Johannes XXIII., sondern auf Paul VI. Dieser wurde als Verwüster und Zerstörer der katholischen Kirche verlästert. Den geistlichen Ernst Johannes' XXIII. zweifelten sie nicht an, auch wenn sie die Konzilsidee als den faux-pax eines tollpatschigen Greises belächelten. Auf Paul VI. entlud sich der ganze Ingrimm ihrer Enttäuschung, als dieser auf dem Konzil und in der Nachkonzilszeit den Aggiornamento-Gedanken seines Vorgängers in einer Zeit nicht erwarteter innerkirchlicher Spannungen weiterführte.

Auf dem progressistischen Flügel setzte eine spiegelbildlich exakte Mythenbildung um Johannes XXIII. ein. Es hiess, der Konzilspapst Johan-

nes hätte dieses oder jenes gewagt, was Paul VI. sich nicht zutraute, er hätte viel dezidiertere Aussagen gemacht als der zurückhaltende Intellektuelle Gian Battista Montini. An den Rändern wurde so aus dem «papa buono» eine lahme, alles gewährende Grossvaterfigur, der man die eigenen Ideen und Pläne als authentisches Konzilsprogramm unterstellte. Die Mythenbildner hatten leichtes Spiel, da Pius XII. bei der innerkirchlichen Infragestellung der sechziger Jahre — die Auseinandersetzung um den *«Stellvertreter»* 1963 stellt nur einen Teilaspekt dar — unter Beschuss geriet. Johannes XXIII. wurde nun mit seinem Vorgänger und seinem Nachfolger kontrastiert. Das Urteil fiel unweigerlich zu seinen Gunsten aus. Er wurde zum Massstab, an dem Vorgänger und Nachfolger gemessen wurden, gelegentlich auch zum Prügel, mit dem man auf jene einschlug. Der Publizist Kurt Hiller hat diese Form von Historiographie auf den Nenner gebracht:

«Innerhalb weniger Jahre hat Paul VI. sich von der antiautoritären Linie Johannes' XXIII. abgewandt und ein streng absolutistisches Regiment nach dem Vorbild Pius' errichtet.» Johannes XXIII. wäre aus allen Wolken gefallen, hätte man ihm unterstellt, ein antiautoritäres Kirchenregiment errichtet zu haben, er, der respektvoll zu seinem Vorgänger aufschaute und für den Giovanni Battista Montini der Kandidat seines Herzens für die Nachfolge war.

Interkatholischer Parteigeist, gerade und weil er sich so engagiert gibt — als ob blosses Engagement bereits kritische Vernunft verbürge —, ist ein schlechter Massstab für sachliche Urteile. Deshalb kann ein Kirchenhistoriker, der nicht von diesem Parteigeist geblendet ist, hier zu grösserer Klarheit verhelfen. Andreas Lindt, auf den wir bereits verwiesen, hat das Problem erkannt, wenn er auf die Manipulation mit Pseudomythen um die Persönlichkeit Johannes' XXIII. hinweist und an die immer noch verbindlichen Massstäbe historischer Gerechtigkeit erinnert.

«Rückblickend ist Johannes XXIII. oft stilisiert worden zur Verkörperung aller Hoffnungen auf eine ganz neue Kirche und ein ganz neues Christentum. Er wurde eine Idealfigur, die sich dann im hellen Glanz abhebt von seinen Vorgängern und Nachfolgern auf dem Stuhl Petri, hoch über allen Schatten und Gebrechen, die sonst Papsttum und Kirche prägen und belasten. Aber gerade solche Überhöhung wird dem Wesen und der Bedeutung dieses Papstes nicht gerecht. Nur wer ihn als Mensch von Fleisch und Blut, auch mit den historischen Bedingtheiten und mit den menschlichen Eigenheiten und Schranken seiner Persönlichkeit zu sehen und zu verstehen versucht, kann seine wahre geschichtliche Bedeutung recht erkennen.

Johannes XIII. hat tatsächlich in seinem kurzen Pontifikat für die katholische Kirche eine neue Epoche eröffnet. Er war zugleich aber zutiefst verwurzelt in den festen alten Traditionen katholischer Frömmigkeit und

Kirchlichkeit. Seine Initiativen haben ... für die nähere und weitere Zukunft ‹Grenzpfähle ganz neu gesetzt›, haben unabsehbare Perspektiven eröffnet. Und doch war dieser Papst in seinem ganzen geistlichen und denkerischen Habitus durchaus kein ‹Progressiver›, sondern in seiner Frömmigkeit, in seinem Kirchenverständnis und seinem Weltbild zunächst ausgesprochen konservativ.»[6]

Eine solche Feststellung löst nicht alle Widersprüche, die das Leben Johannes' XXIII. aufgibt. Das ist auch nicht notwendig. Das Leben grosser Persönlichkeiten kann Widersprüche enthalten, die sich von keiner Logik ausbügeln lassen. Es zeugt von grösserer Reife des Urteils, sie zuzugeben, anstatt sie mit Pseudomythen zuzudecken und sie damit kritischer Wertung zu entziehen.

* Dieser Aufsatz ist eine freie Zusammenfassung einer Studie, die unter dem Titel «Mythes et contre-mythes autour de Jean XXIII», in der Zeitschrift Cristianesimo nella storia, Heft 3, 1989 (Bologna) erscheint. Dort sind auch die näheren Belege und Literaturangaben zu finden. Um ein quellennäheres Bild Johannes XXIII. bemühte sich ein Kolloquium in Bergamo, das unter Leitung von Giuseppe Alberigo vom 3. bis 7. Juni 1986 stattfand. Vgl. Giuseppe Alberigo (Hg.): Papa Giovanni, Bari 1987. — [1] Vgl. André Reszler: Mythes politiques modernes. Paris 1981; ders.: Mythes et identité de la Suisse. Genf 1986; Kurt Hübner: Die Wahrheit des Mythos. München 1985. — [2] Pierre du Bois: Mythe et biographie. Le cas de Staline. In: Cadmos 5 (1982), S. 80—98. — [3] Andreas Lindt: Johannes XXIII. In: Gestalten der Kirchengeschichte (Hg. M. Greschat), Bd. 12, 2. Teil, S. 297—311 bes. 298. — [4] Wolfgang Hildesheimer: Exerzitien mit Papst Johannes. Vergebliche Aufzeichnungen. Frankfurt 1979, S. 129. — [5] Etienne Fouilloux: Straordinario ambasciatore? Parigi 1944—1953. In: Papa Giovanni (vgl. Anm.*). — [6] Andreas Lindt, a.a.O. (Anm. 3), 298—299.